

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 23.

Sonntag, 24. Januar

1932.

Mord ohne Mörder.

Von Kurt Juhn.

(7. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Beide machten ihre Aussagen.

Beard winkte einem Mann, der vor dem Schreibtisch saß, und dieser brachte jedes gesprochene Wort zu Papier.

Dann dachte Beard nach und sagte leise zu Tucker: „Lassen Sie die Burschen in abgelegene Zellen bringen. Ich will nicht, daß sie mit anderen in Berührung kommen.“

Dann winkte er den Polizisten zu.

„So, und jetzt will ich allein bleiben.“

Tucker ging und traf die Verfügungen im Sinne Beards. Dann telephonierte er mit Dartmoor.

Als er zu Beard zurückkam, fand er den Chef in ziemlich Erregung.

„Hören Sie, Tucker“, sagte Beard und legte seine Rechte auf die Schulter des Oberinspektors, „ich hatte soeben ein telephonisches Gespräch mit dem Innenminister. Lord Bultby ließ sich von mir Bericht erstatten. Er äußerte den Wunsch, die niederschmetternden Nachforschungen der Polizei so lange vor der Presse geheimzuhalten, bis günstigere Resultate erzielt sind. Resultate, die nicht daran zweifeln lassen, daß die Londoner Polizei kein Okkultistenklub wäre. Dies sind seine Worte ...“

Tucker hörte aufmerksam zu. Dann sagte er:

„Er hat gesprochen wie ein Buch, Chef. Aber sagen Sie ihm, daß wir dann Grunt auch einsperren müssen. Denn wer wird den Professor zur Geheimhaltung all dessen, was er miterlebt hat, zwingen können?“

Das Telephon läutete.

Beard bekam eine Meldung der Hauszentrale.

„Hallo, Tucker, Grunt will Sie sprechen!“

Er reichte ihm den Hörer und hielt die Hand gewölbt über der Muschel.

„Vielleicht können Sie ihm beibringen ...“

Tucker nickte vielsagend und nahm das schwarze Ding zum Ohr.

„Hallo, hier Tucker. Bitte, Herr Professor?“

Er hörte eine Weile angestrengt zu. Dann ging ein Leuchten über sein Gesicht.

„Aber natürlich! Das ist sehr klug von Ihnen! Wohin also?“

Er wiederholte, während er eine Notiz machte:

„Amersham, bei Gin Sinclair. Ich verständige Sie selbstverständlich, wenn es was Neues gibt! Und noch etwas, Herr Professor. Eine wichtige Bitte. Im Interesse der ungestörten Arbeit der Geheimpolizei! Verweigern Sie jedermann Auskünfte über ...“

Tucker suchte nach einem passenden Ausdruck.

„... über alles Vergangene! ...“ Gesprochen haben Sie doch noch zu keinem Menschen?“

Die Antwort war zufriedenstellend.

Tucker sagte noch einige aufrichtig gemeinte und freundliche Sätze. Dann hängte er ab.

„Mir scheint, wenn ein englischer Minister etwas wünscht, schießt Gott mit Bällen! Professor Grunt will sich von allem Trubel nach diesem Unheil fernhalten und fährt zur Familie seines Freundes Sinclair nach Abers-

ham. Er hat noch zu keinem Menschen gesprochen, und versprach mir Stillschweigen über den ganzen Fall. Ich glaub's ihm, daß er Ruhe braucht!“

Tucker sah vor sich hin, dann murmelte er:

„Aber wie lange wird sich der Tatbestand verleugnen lassen können?“

Und Beard sagte nur ein Wort. Langsam und bitter, „Okkultistenklub!“

Eddy Wilton verdient ein Pfund.

Wenn Frechheit einen guten Journalisten macht, dann war Eddy Wilton Englands bester Journalist. Wenn Faulheit als Zeichen von Genialität gedeutet werden kann, hätte Wilton Albert Einstein den Rang abgelaufen. Und wenn schließlich guter Appetit als ein Symptom abgeklärter Lebensweisheit gelten würde, wäre er überdies ein Philosoph von der Größe Spinozas gewesen.

Außerdem war Eddy Wilton neugierig. Aber nicht von Berufs wegen, sondern bloß zur Befriedigung seiner privatesten Gelüste.

Er blieb stehen, wenn ein Mensch zufällig gegen den Himmel starrte, und sah sich die Augen aus dem Kopf. Er hörte andächtig zu, wenn Marktweiber stritten. Er war nicht von der Stelle zu kriegen, wenn irgendwo zwei Menschen laut miteinander sprachen. Denn er hoffte inbrünstig, daß sie in Streit kämen und vor seinen Augen einen wundervollen Bogymatch auskämpften.

Wenn auf seinem Weg ein Blatt Papier lag, das einem weggeworfenen Butterbrot Papier oder einer Wursthülle a. D. nicht auf den ersten Blick ähnlich sah, hob Eddy es eilig auf und untersuchte es. Wenn er in einem Telefongespräch schlechte Verbindung hatte und in ein fremdes Gespräch hineinhörte, hängte er nicht ab, sondern genoss das fremde Geplapper glücklich lächelnd bis zu Ende.

Er lehnte niemals eine Unterhaltung ab. Wenn ihn ein Straßenkehrer um Feuer bat und eine Bemerkung über das nebelige Wetter hinzufügte, plauderte er mit dem Straßenkehrer viertelstundenlang. Er spielte mit Kindern, Hunden und Kagen und fütterte Sperlinge, Tauben und Schwalben.

Er vertrat sich mit allen Menschen mit Ausnahme von Gilbert Spencely.

Gilbert Spencely war der Leiter der Rubrik „Kleine Chronik“ der jungen Zeitung „Britisch World“. Und Eddy Wilton war sein Untergebener.

Wenn Spencely sagte:

„Wilton, Sie müssen eiligst zur Blackfriars Station, Bankside. Man meldet mir einen Kellereinbruch!“

Dann hatte Eddy nur zwei Minuten Zeit für Blackfriar Station und hielt sich eine gute halbe Stunde in der Farrington Street auf. Denn an der Ecke der Fleet Lane gab es einen Betrunkenen, der gegen einen unsichtbaren Feind so seltene Flüche ausstieß, daß sich der Reporter gar nicht fathören konnte.

Natürlich war dann Spencely ungemächlich, wenn... statt eines sensationellen Kellereinbruchberichtes Wiltons Schilderung des Betrunkenen und die genaue Aufzählung aller Verwünschungen in Kauf nehmen sollte.

Spencely hatte mit Wilton viel Ärger, und seine Ermahnungen und warnenden Ratschläge waren in den Wind gesprochen. Aber die Frechheit, mit der Eddy immer wieder von neuem tat, was ihm gefiel, ohne je zu Ausreden oder Lügen Zuflucht zu nehmen, gefiel Spencely.

Es war einen Tag nach der Mary-Weel-Sensation. Da sprach der Leiter der „Kleinen Chronik“ zu Eddy:

„Hallo, Wilton, nehmen Sie Ihre Beine in die Hände, und laufen Sie in die Threadneedle Street. Vor dem Royal Exchange hat sich das Straßenpflaster verdrückt. Es sind Gerüchte im Umlauf, daß die Bank von England unterminiert ist. Aber bringen Sie Tatsachen und keine Märchen!“

Eddy Wilton war rasch in die Threadneedle Street gelangt und hatte wie der Bliß festgestellt, daß die Gerüchte von einer Unterminierung der Bank von England stark übertrieben waren. Ein Wasserleitungsrohr war unterirdisch geplatzt und hatte die Erde aufgeweicht. Das war die Ursache der Straßensenkung.

Der Rückweg in die Redaktion gelang ihm schon minder rasch.

Er hatte einen Autobus bestiegen und einen günstigen Platz erwirkt. Er saß dort glücklich, weil er das Gespräch zweier Herren mit Attentatschen Wort für Wort erlauschen konnte.

Der eine wurde mit Ingenieur Rider angesprochen, während der Name des zweiten Mister Clink war.

Das Gespräch der beiden Herren behandelte den tragischen Fall der Filmschauspielerin Mary Weel.

Die Herren sprachen von dem Verlobten der Ermordeten im Tone guter Freunde.

Ingenieur Rider erzählte, wie sie am Nordabend nichtsahnend beim Poker gegessen hätten.

„Es war furchtbar, Clink! Und dabei ereignete sich etwas, das ich, wenn man es mir erzählte, für die niederträchtigste Aufschneidererei halten würde. Wir saßen also wie immer. Professor Sinclair links von mir, Grunt rechts von mir und Gessry Gerton mir gegenüber. Zwei Meter von uns entfernt saßen Leslie Gerton und Lili Sinclair und legten Patienzen. Ich war gerade beim Teilen.“

Sinclair kaufte drei Karten, Gerton auch, und Grunt verlangte eine. Eden hielt er die neue Karte in der Hand, als Edgar, Sinclairs Diener, kam und Grunt an den Apparat rief. Er sprang auf und legte die gekaufte Karte, ohne sie angesehen zu haben, auf den Tisch. Der Zufall aber wollte, daß sie verkehrt zu liegen kam. Es war das Pit-As. . . Zwei Sekunden später schrie Grunt beim Telephon auf. Man hatte ihm gerade mitgeteilt, daß Mary ermordet aufgefunden worden war. . .“

Eddy kam mit einer Verspätung von zwanzig Minuten zu Spencely.

„Ich fuhr mit dem Bus um acht Stationen zu weit“, berichtete er, „hören Sie zu, was für tolle Sachen ich mitangehört habe. . .“

„Zum Rückruf, Sie Tagedieb, berichten Sie doch zuerst von den Mienen unter der Bank von England“, weiterte Spencely.

„Ein mageres Wasserleitungsrohr platzte, weil es größenwahnsinnig war, und begann ein wenig zu weinen“, berichtete Eddy gelangweilt, „und die Tränen machten die mitleidige Threadneedle Street ganz weich, so daß sie das Gewicht einiger dicker Bierwagen nicht mehr aushielte. Machen Sie einen Leitartikel daraus. Es ist eine wundervolle Sensation!“

„Lassen Sie das dumme Geschwätz, Wilton, und dichten Sie zwei ordentliche Zeilen darüber!“ ordnete Spencely an.

„Soll ich Ihnen die hübsche Geschichte nicht erzählen, die Ingenieur Rider im Bus aufstufte?“

„Nein!“ sagte Spencely wütend, „Ihre Geschichten werden an Unsinn sicher erst wieder in tausend Jahren

heit und unvernunft.“

Eddy schwieg gekränkt und begann zu arbeiten.

Nach einer guten Stunde glaubte er die Zeit für seine Geschichte gekommen und begann zaghaft:

„Nämlich, daß es dem Professor Grunt gerade am Nordabend widerfuhr, schien mir so seltsam. . .“

Denn Eddy wollte die Geschichte besonders spannend machen, um die Neugierde seines Chefs wachzutreiben. Diesmal gelang es ihm glänzend.

Spencely sah ihn überrascht an und fragte:

„Was wissen Sie von der Mary-Weel-Sache?“

Die Betonung hatte geradezu beleidigenden Klang.

Als aber die Geschichte heraus war, setzte sich Spencely, ohne Eddy eines Wortes zu würdigen, an den Schreibtisch und schrieb fünfzehn Minuten lang.

Dann schwenkte er das Papier in der Hand, sagte mit dem Brustton der Überzeugung, „Idiot!“ zu Wilton und verließ das Zimmer.

Nach einer Viertelstunde kam er gutgelaunt zurück und pflanzte sich vor Eddy auf und legte ihm eine glatte und neue Einpfundnote hin. Dazu bemerkte er:

„Sie junges Nilpferd, wenn Sie mir täglich so eine Geschichte bringen, adoptiere ich Sie!“

Die Macht des Geldes ist unbegrenzt.

Diese Einpfundnote trug die Schuld daran, daß der Innenminister Lord Bultby abdankte.

Eddy kommt auf den Geschmack.

Man verdient nicht gänzlich mühelos ein Pfund, ohne sich darüber Gedanken zu machen.

Eddy saß lange an seinem Tisch, sah manchmal das Geld, manchmal Spencely an und zergrübelte sich das Hirn, wodurch sich die heutige Geschichte von den hundert andern unterschied, die er so im Laufe der Zeit erzählt hatte.

Indessen entstand die Abendausgabe der „Britisch World“. Was ist die Geburt einer Zeitung anderes als ein rasender Zeugungsakt der Technik?

Rotationsmaschinen rissen die weißen Brüste endloser Papierrollen stürmisch an sich.

In derselben Zeit, in der ein bedächtiger Briefschreiber eine Seite füllt, hatten stählerne Rollen eine Unzahl riesiger Blätter bedruckt, sie zu vielen Tausenden gefaltet, zusammengelegt und aufeinander geschichtet.

Als endlich eine fertige „Britisch World“ vor Eddy lag, stach auf der ersten Seite ein Titel in seine Augen:

Mary Weels Ermordung!

Gespensisches Erlebnis

mit Professor Grunt, Mary Weels Bräutigam in der Nordnacht!

Wilton starrte minutenlang auf die Worte.

Dann drehte er seinen Kopf langsam zu Spencely und sagte ganz ohne Pathos:

„Ich glaube, jetzt werde ich viel Geld verdienen. Die Geschichte scheint sehr einfach zu sein!“

Spencely blinzelte ihm zu.

„Ja, Glück muß man haben!“

Die Antwort Wiltons war ein Kopfschütteln.

„Nur das erstmal“, gab er zurück, „nur das erstmal. Es ist wahr, Mister Spencely, daß ich durch Zufall von dieser Sache erfuhr. Wenn aber ein Mensch sich systematisch mit der Frage abgegeben hätte, wo Professor Grunt den Nordabend verbracht hat, wäre er auch auf diese Geschichte gestoßen. Es muß doch nicht gerade eine Pit-As-Geschichte sein, was die Leute interessiert, nicht?“

Eddy Wilton erhob sich.

„Sie haben einmal gesagt, Mister Spencely, der richtige Journalist brauche keinen Livingstone zu finden, es genüge eine überfahrene Fliege. Aber einen Elefanten aus der Fliege zu machen, das sei Journalist Kunst. Morning!“

„Robin gehen Sie, Kaulquappe?“ fragte Spencely entgeistert.

„Fliegen fangen!“ antwortete Wilton und ging durch die Tür.

(Fortsetzung folgt.)

Im glückseligen Lachen.

Von Hans-Christoph Kargel.

Immer noch erschließt ein Mensch sein ganzes Wesen uns durch sein Lachen. Man kann wohl ruhig das alte Sprichwort verändern und sagen: „Sage mir, wie ein Mensch lacht, und ich will dir sagen, wie er ist.“ Das Lachen verbirgt nichts. Es kommt aus dem Innersten des Menschen. Darum geht auch ein so seltsamer Zauber von den Menschen aus, die wir mit fröhlich lachenden Gesichtern durch das Leben gehen sehen. Es ist so, als seien sie Gotteskinder, die uns allen zum Segen werden.

Das muß uns doch zu denken geben! Sollte im Lachen und Fröhlichkeit nicht auch der Sinn des Lebens zu finden sein? Wird uns nicht alle Last leicht, alle Arbeit fast wie ein Spiel, wenn wir dabei lachen dürfen? Es sind bisher nicht die schlechtesten Philosophen des Lebens, die den Weg ins Himmelreich nur über das von Herzen kommende Lachen wiesen. Mit diesem Lachen meine ich nichts anderes, als die innige, aus der Seele strömende Fröhlichkeit. Dieses Lachen bringt Segen in ein ganzes Haus. Aber nur das Lachen, das wahrhaft aus dem Herzen kommt.

Ich habe gefunden, daß das am ehesten bei den Kindern zu finden ist und bei den Menschen, die noch Kinder geblieben sind. Vor allen Dingen bei den Menschen, die sich als Kinder einer Mutter Heimat fühlten. Man braucht ja nur einmal durch die verschiedenen deutschen Landschaften zu wandern und sich zu den Menschen zu setzen, die uns mit lachendem Gesicht begegnen. Mit einem Male wird uns dann nicht nur der Mensch ganz nahe, sondern auch die hinter ihm stehende Landschaft: Berge und Bäume, Wälder und Felder. Wenn ich darum jetzt zu den Menschen meiner Heimat gehe und etwas von ihrem Lachen erzähle, so will ich jeden nur darauf hinweisen, daß er in seine eigene Heimat gehen soll und das Lachen ablauschen, um dadurch erst das tiefste seiner Heimatmenschen und seiner Heimat zu erleben. Dabei wird er bald erkennen, daß alle Menschen miteinander verwandt sind, die sich als Kinder einer Heimat fühlen.

Ich glaube, wir Schleier sind in diesem Sinne Kinder geblieben, weil wir wirklich noch mit dem Herzen lachen können. Für jedes Schicksal wissen wir ein Lächeln. Selbst wenn der Tod uns zu Grabe trägt, hört das Fröhlichkeit nicht auf. Die Musik, die vordem die Leiche hinaus auf den Totenader begleitete, wartet schon am Friedhofstor mit der Pauke, mit den Trompeten und Klarinetten auf die schwer getränkten Leidtragenden, und ob sie wollen oder nicht, eine fröhliche Marschmusik ertönt. Es geht wieder zurück ins Leben. Und ein Begräbnis ohne Totenschmaus bei Kaffee und Kuchen ist gar nicht denkbar. Da fällt immer wieder das Wort: „Langt od zu! Lufts euch od schmeden! Wenn ar doas Jahr kenne, do tät er seine Freude hoan!“

Wenn es also selbst beim Totenschmaus noch ein wenig Frohmüt gibt, so muß es doch um die Seele meines Heimatmenschen nicht gar so schlimm ausschauen. Nichts kann ihm auf die Dauer die gute Laune verderben. Paßt ihn einmal das Unglück, so tröstet er sich mit dem alten schlesischen Sprichwort: „Ich hoä halt oan enner Bechnele geruchen!“ Alles muß ja vergehen. Aus dem Wechsel der unruhigen Natur, mit der er verknüpft bleibt, holt er sich seine Lebensweisheit. Und da nach dem härtesten, klingenden Winter wieder ein Frühling lacht, so lacht der Schleier mit ihm.

Auch wenn auf den Straßen noch Schnee liegt, ziehen die Dorfkind am Sonntag Lätare von Haus zu Haus und singen den Frühling ein:

Ich komme zum Summer,
Bin a Klenner Summer,
Bin a Klenner Keenig,
Gatt mer nie zu wenig.
Luft mich nie zu lange stehn,
Muß a Häusla wetter gien!“

Und als kleine Dorfphilosophen singen sie, mit grünen Bäumchen in der Hand:

Rute Rusa, rute Rusa, blichn uff eenem Stengel,
Dar Herr ies schien, dar Herr ies schien,
De Froo ies wie a Engel!
Dum wern se sich bedenkla,
Zum Summer ins Woas schenta!“

bleiben die Erwachsenen aber nicht auch noch im Kinderlande stehen, wenn man einen lieben Bauern aus meiner Heimat hört, der uns den Ader zum neuen Friedhof schenkte und ihn nur mit der Bestimmung vermachte, daß er selbst am Eingang zum Friedhof einst seinen Ehrenplatz erhalten. „Denn“, so sagt er, „ich muß doch sahn, wär oalles nei kimmt! Bei mir müssen se erlcht oalle vorbei!“

Es ist verständlich, daß der Mensch meiner Heimat auch

mit allen Tagen der Natur geht und die Feste des Himmels mit frohem Lachen mitfeiert. Nicht nur im Frühling die Kinder beim Sommerfingen, sondern auch die Erwachsenen, wenn die Arbeit getan, die Ernte hereingebracht ist und das schönste Fest im Jahre gefeiert wird: das Fest der Kirchweih oder der Kirmes, wie wir sagen. Da singt er:

Juchhe, de Kermes ies ausgebloa,
De Froahne hängt zum Dache naus.
Flint steig ich ei de Laderhoasa,
Du lieber Goot, behiet mersch Haus!

A Sticksa Rindfleisch uff de Suppe,
An saure Gurle, woarma Krien,
Brengets immer har mit sonstem Tuppe,
War Hunger hoot, werd sich bemiehn.“

Essen und Trinken sind ihm schon ernste Handlung, und er ist so ergebunden, daß er sich den Himmel schon nicht anders vorstellen kann, als ein kindlich seliges Weiterleben. Deswegen steht der schlesische Bauernhimmel im Volksliede auch ganz erdhast aus. Da singt es darin:

Ei dam Himmel is a Baba,
Nischt wie lauter Kucha, Baba.
Sonigsknieta, doah se Kleda,
Doah ma mecht de Finga ledä.“

Und er stellt sich den Himmel ohne Sorgen vor und singt:

„S hoot lee Elend und lee Reisha,
Und keen Zwida und keen Beisha.“

Ganz rührend ist es, wie er dann im Volksliede singt, daß Gott ihm dieses himmlische Leben doch recht bald geben möchte, und daß er recht fleißig beten wolle, damit er die Himmelstür nicht verfehle. Er singt:

„Herr, laß uns die Gebote hala,
Doah mira miersch Tierla nie versahla.“

Überhaupt in all seinen lustigen Volksliedern hat der Mensch meiner Heimat die Gedanken auch immer beim ewigen Himmel. Selbst wenn er einmal spotten muß, verläßt er dabei es so einzurichten, daß der Gedenke noch die Liebe merkt. So wirkt sein Spott nicht beßend. Aus tausend Redensarten fühlt man es an der Sprache. So wird ein zu klein Gewachsener ein „abgehafter Riese“ genannt, oder ein kleiner Mann: „Dar ies uff nunder zu gewachsa wie a Kuhschwanz.“ Von einem Diden aber heißt es: „Das gieht uff wie a Häffellehla“, d. h., er geht auf wie ein Hefentopf. Ein recht Großer muß es sich gefallen lassen, daß es von ihm heißt: „Dar toan aus der Dachrinne laufen.“ Immer weiß er durch einen Vergleich die kleinen Schwachheiten des Menschen zu belächeln.

Woher hat nun der Mensch meiner Heimat dieses Lachen? Man findet es doch beim Wandern durch deutsche Lande überall. Bei Thüringern, Franken, Rheinländern und Bayern, überall trifft man im Volkslied und in der Volksdichtung und auch im Volksmund die gleichen Klänge. Das kommt wohl aber daher, daß wir Schleier überhaupt ein kleines Deutschland abgeben, weil wir von allen deutschen Stämmen besiedelt worden sind. Nur eins kann der Mensch meiner Heimat nie vergessen: das ist die Dummheit. Das ist der einzige Fall, wo der schlesische Mensch auch einmal in seinem Spott bisfing wird. Da heißt es: „Dar bleibt einseitig wie eine Wirtshausuppe“, oder gar: „Dar stiecht doä wie a Padel Zichorie.“ Alle anderen Schwachheiten werden verziehen und immer wieder besungen und belacht. Selbst die Schwäche des schlesischen Bauern, die sich in seinem verben Volksliede vom Kirchgange widerspiegelt, zeigt ihn als ein gutmütiges Kind, dem man schließlich was verzeihen muß. Denn ehe es in die Kirche geht, wird erst einmal im Wirtshaus eingekehrt. Dann heißt es:

Schimpft ins auch der Psorrrer nichtig aus,
S' woar immer asu.
Schloaf mer ins halt ei dar Predigt aus,
S' woar immer asu.
Du lieber Goot machst oalles gleiche
Und fierst ins ei dei Himmelreiche.
Denn mir sein zu deine Kinderla.
S' woar immer asu.“

Und ich glaube, der Herrgott wird ein Einsehen mit seinen Kindern haben, die bei all ihrer schweren Arbeit gern einmal lachen. Sie sagen es ja auch immer wieder, daß sie seine Kinder sind.

Der ganze besetzte Humor kommt auch in der Volksdichtung zum Ausdruck, der das Wesen unseres Lachen am tiefsten offenbart. Ich denke dabei an unseren Karl von

Hofet, der in seinem wundervollen Mundartgedicht „Zum Stiehpfeiffmann“, das ist ein Stiehpfeiffmannchen, ein Spielzeug, das Lachen und die besinnlichen Gedanken miteinander verknüpfte und zum Schlusse singen konnte:

Oder kumm ich juste

Uf annen Kerchhof zwischen Gräbern hin,
Und rufft's aus jedem raus: „Du, nunder mußt de!“
Do gibt mei Spielzeug mer doch durch a Sin.
Do wird mer doch, mo lau's nich recht beschreiben,
Do fra't was: „Wirst du fur ewig liegen bleiben?“
Do fällt merch baldich immer wieder ein,
Sollst' der nich alle Stiehpfeiffmannl sein?“

Episode in Nizza.

Skizze von J. Madlen Krog.

Marlis Gerlach nahm ihren Tee in der Halle des „Winter-Palast“. Neben ihr saß Mrs. Turpin, die alte Amerikanerin, mit einer Nichte. Vornehm und gepflegt waren sie beide mit einem Auftreten wie Herzoginnen. Ein junger Mann ging mit trüblichem Gesicht vorüber. Die Amerikanerinnen steckten die Köpfe zusammen, sehr interessiert.

„Das war doch Teddy Whiteley“, sagte die Ältere, „armer Kerl, seine Scheidung scheint ihn doch arg mitzunehmen. Daß auch gerade die besten Männer immer an solche Weibsteufler geraten müssen! Na, nun hat er wohl genug von den Frauen.“
„Schade, so ein feiner, hübscher Mensch und das viele Geld! Wenn die nicht wäre, würde ich selber nach dem Goldfisch angeln“, sagte die Nichte.

Marlis zwigte die Ohren. Bald kam man ins Gespräch. Die Amerikanerinnen waren sehr liebenswürdig. Ohne ungenügend neugierig zu sein, erfuhren sie doch allerlei von Marlis. Daß sie eine geborene Deutsche, in Batavia ihren Mann verloren hatte und nun an der Riviera heimisch werden wollte. Hübsch und jung war sie, kostbar gekleidet mit erlesenem Schmuck, also offenbar eine reiche Witwe.

Der trübliche Teddy wurde herbeigekommen und beteiligte sich artig, wenn auch ziemlich gleichgültig, am Gespräch. Doch das änderte sich bald. Immer häufiger tauchten die dunklen Augen des jungen Mannes in die hellblauen von Marlis, die so treuherzig ins Leben blickten. Kurz, die beiden Vereinsamen waren auf dem besten Wege, sich gegenseitig zu trösten. Marlis hatte noch einen zweiten Verehrer, einen deutschen Gutbesitzer. Aber was war er, verglichen mit Teddy? Von den andern Damen im Hotel wurde sie beneidet. Man bedachte: ein Whiteley aus Chicago!

Warum also warten? Eines Tages wurde die Verlobung gefeiert. Ein fröhlicher Kreis war beisammen. Glückwünsche und Geschenke wurden abgegeben, auch eine kleine Schallplatte. „Gleich zu spielen“, stand darauf.

„Wie lustig!“ sagte Marlis. „Wahrscheinlich ein selbstge-sprochener Glückwunsch.“

Die Platte wurde aufgelegt, und eine weibliche Stimme sprach auf englisch: „Achtung! Achtung! Der schöne Teddy ist der Polizei wohlbekannt. Mit der angesehenen und reichen Familie Whiteley hat er nichts zu schaffen. Er ist ein Schwindler und hat es nur auf Ihr Geld abgesehen.“

Feinliches Schweigen. Entsetzt starrte Marlis auf Teddy. Der blieb regungslos. Aber Mrs. Turpin spielte die beleidigte Königin: „Was für eine Gemeinheit!“ rief sie aus. „Natürlich der Racheakt irgend einer Verschmähten. Machen Sie sich nichts daraus, liebste Marlis!“

Es gelang dieser auch, die Fassung wieder zu finden. Aber die Stimmung war dahin. Die verstorbenen Gäste empfahlen sich bald. Zurück blieben nur Mrs. Turpin, Teddy und Marlis. Ihre hellen Augen blickten entschlossen.

„So“, sagte sie, „nun soll Klarheit geschafft werden. Was würden Sie sagen, Teddy, wenn ich gar nicht die reiche Witwe Gerlach wäre, sondern nur ihre Gesellschafterin? Wenn ich hier ihre Juwelen trüge, während sie trant in einem Sanatorium liegt? Und meine Ersparnisse benützt hätte, mich elegant einzukleiden und einige Wochen in einem Luxushotel zu wohnen, in der Hoffnung einen reichen Mann zu angeln?“

„Daß Sie eine verrückte Schwindlerin sind!“ fauchte Mrs. Turpin, die plötzlich einer Furie ähnlicher sah als einer Herzogin.

Aber Teddy verlor seine elegante Haltung nicht, er lächelte nur ironisch. „Wozu die Aufregung, Vethy?“ fragte er Mrs. Turpin. „Du hast schlecht gearbeitet, nicht genügend Erkundigungen eingeholt, das ist alles.“ Mit gelangweilter Miene verließ er den Raum.

Marlis stürzte auf ihr Zimmer und packte fieberhaft. „Geschicht mir ganz recht“, dachte sie zerknirsch, „aber nun Schluss damit! Ich werde Frau Gerlach beichten, und hoffentlich verzeiht sie mir.“

Als sie im Zuge saß, betrat der deutsche Gutbesitzer ihr

Abteil. „Grüßen Sie Frau Gerlach von mir!“ sagte er freundlich. „Ich habe sie vor Jahren kennen gelernt, als ihr Mann noch lebte.“

Marlis wäre am liebsten in die Erde versunken. „Sie wissen also?“ stammelte sie in tödlicher Verlegenheit.

„Von Anfang an“, gab er gelassen zu. „Freilich, über diesen Whiteley war ich mir nicht ganz klar. Aber ich kannte den Typ, und die famose Mrs. Turpin habe ich früher schon beruflich getroffen. Ich legte nämlich auch unter falscher Flagge, Pseudonym Marlis. Eigentlich bin ich Kriminalist, wenn ich auch ein kleines Gut besitze. Na, ich habe also auf gut Glück die Platte von einer Bekannten sprechen lassen, und siehe da, es war ein Schuß ins Schwarze! Freut mich, meine kleine Landsmännin vor einer schrecklichen Enttäuschung bewahrt zu haben.“

„Ich verdiene ja gar nicht so viel Teilnahme“, sagte Marlis reuevoll, „aber ich bin ihnen von Herzen dankbar.“

„Und ich bin hinterlistig wie alle Kriminalisten“, lachte er. „Ich habe mir gedacht, wenn alles klappt, wird die hübsche Marlis auch von mir mehr Notiz nehmen, wie?“

„Ja, vielleicht“, lächelte Marlis, „ich glaube fast, ich bin sehr froh darüber.“

Schicksal.

Von Volmar Sachs.

Nach dem Abendessen löste sich die Gesellschaft in plaudernde Gruppen auf. Bald konzentrierte sich das allgemeine Interesse auf eine junge, elegante Dame von Welt, die mit besonders sprühendem Temperament die Unterhaltung an sich riß.

„Und ich behaupte noch einmal“, Frau Dr. Lehnert unterstützte ihre Worte durch lebhafteste Gesten, „alles im Leben ist Bestimmung. Niemand ist Herr seines Schicksals. Wir glauben, die Zügel in der Hand zu haben; aber im entscheidenden Augenblick, oft kurz vor dem Ziel entgleiten sie uns.“

Es gab verschiedentlich Widerspruch. Aber die Sprecherin ließ sich nicht beirren.

„Ich urteile nach meinen eigenen persönlichen Beobachtungen und Erfahrungen. Mein Fatalismus, mein Glaube, daß schließlich nicht die höchste Intelligenz, der zäheste Wille ausschlaggebend ist, sondern meist der Zufall, gründet sich auf Erlebnisse, die für mich von folgenreichster Bedeutung waren. Ich denke da besonders an das ganz eigenartige Spiel des Zufalls, das meinen Mann und mich zusammenführte.“

Man merkte an den gespannten Mienen der Zuhörer, daß sie allerlei Enthüllungen erwarteten.

„Es war in einem Reisebureau“, begann Frau Dr. Lehnert, „ich löste eine Karte nach Baden-Baden. Neben mir stand ein Herr, der, man sah es auf den ersten Blick, etwas Draufgängerisches in seinem ganzen Wesen hatte. Er löste ebenfalls eine Karte nach Baden-Baden. Da ich mich nach der Adresse einer komfortablen Pension erkundigte und mir noch eine Platzkarte besorgen mußte, verlor ich ihn aus den Augen. Aber der Zufall oder das Schicksal, wie Sie wollen, nahm die Fäden in die Hand und spann sie weiter. Am nächsten Morgen 10,35 Uhr saß jener Herr im Basler Zug, ausgerechnet in meinem Coupé, mir gegenüber und stieg in Baden-Baden — was soll ich Ihnen sagen — ausgerechnet in derselben Pension ab . . . na . . . und das andere entwickelte sich dann, da wir Gefallen aneinander fanden, zwangsläufig. Heute ist er mein Gatte. Alles Bestimmung.“

Wenige Tage später kam ein Freund Dr. Lehnerts auf diese merkwürdige Verleitung von Zufällen zu sprechen.

„Aber es ist ja alles Unsinn“, entgegnete lachend Dr. Lehnert. „Die Sache verhält sich ganz anders; daß ich damals Gelegenheit hatte, meine jetzige Frau kennen zu lernen, war nicht Zufall, wie sie annimmt, sondern mühevoll auskalkulierte Berechnung. Sie weiß es nur bis heute nicht, und soll es auch nicht erfahren. Ich hatte Erika zum erstenmal in einer Konditorei gesehen und seit der Zeit wochenlang vergeblich überall ihre Spur verfolgt. Endlich entdeckte ich sie wieder — im Reisebureau. Was blieb mir anders übrig? Kurz entschlossen nahm ich auch eine Karte nach Baden-Baden und da ich beobachtete, wie sie sich die Adresse einer Pension notierte, bestellte ich sofort dort telegraphisch ein Zimmer. Daß wir im selben Coupé die Reise machten, war nach Lage der Dinge ebenfalls selbstverständlich; denn ich nahm unmittelbar nach ihr für den gleichen Zug eine Platzkarte und bekam eben die nächstfolgende Platznummer. Mir war es, offen gestanden, damals nur um ein Abenteuer zu tun, bei dem aber nicht der Zufall, sondern, wie du siehst, sorgfältige Kalkulation eine Rolle spielte. Daß ich später Erika auch geheiratet habe, das, lieber Freund, das war weder Kalkulation noch Zufall, sondern — mein Schicksal.“